

Bauen und wohnen

Die Auferstehung eines Amsterdamer Stadtviertels

Ein Altstadtquartier in Amsterdam sollte flächensaniert werden, untendurch sollte die Metro von Bijlmermeer zur Central Station führen. Jahrelanger Bewohnerprotest konnten zwar die Metro-Linienführung durch die Altstadt nicht verhindern, auch nicht die grossflächigen Häuserabbrüche, er erzwang aber eine gute abwechslungsreiche neue Bebauung im Rahmen des Sozialen Wohnungsbaus. Roland Günter berichtet über die Auferstehung des Quartiers zwischen Nieuw Markt, Zuider Kerk und Rembrandthuis.

Der Blick nach Osten wandert immer noch über eine Wüste, die nach Krieg aussieht. Noch ein Jahr lang werden die riesigen Brandmauern eines Blockes frei aufragen - mit ihren grossen, feierlichen Aufschriften: «Wohnungsverluste durch Krieg: 366. Durch 10 Jahre Sanierung: 353. Für die Metro: 113».

Was Bewohner und Künstler an dieser Klagemauer, sorgfältig aufgemalt, forderten, erschien in diesem Trümmerfeld utopisch - aber nun wird es wohl Realität werden: «Wir wollen eine Stadt mit Nachbarschaften, wo Wohnen, Spielen, Arbeiten, Lernen und Einkaufen dicht beisammen sind, für junge und alte Menschen».

Es entsteht nun geradezu eine Wallfahrt von Interessierten: nicht nur zur Auferstehung eines Stadtviertels, sondern auch, um zu sehen, auf welchem hohem Niveau sozialer Wohnungsbau gemacht werden kann.

Zwischen Neumarkt, Zuider-Kirche und Rembrandt-Haus (vgl. Planquadrat P13, rechtes unteres Viertel) liegt Boden, der nicht satter an Geschichte sein könnte. Kein Amsterdamer, der sie nicht wenigstens in Grundzügen kennt. In diesem Sumpfland wurde immer schon in grossem Massstab gebaut und verändert. Oft geriet der Umgang mit der Natur in den Bereich dessen, was uns auch heute noch in der Wiederauferstehung des Neumarkts-Viertels bewegt: in die Spannung von Zynismus und Wiedergutmachung.

Geradezu gigantisch griff hier um 1420 die Stadterweiterung ins Was-

ser aus, legte trocken, schuf eine Zone von aufgereihten christlichen Krankenhäusern, anschliessend Werftarbeiter-Wohnungen und, jenseits der Stadtmauer, eine riesige Produktionsstätte, die damals zu den bestorganisierten der Welt gehörte. Gigantisch war auch das Unternehmen, 1593 den gesamten Werftbereich auf drei neue Inseln nach Osten zu verschieben und an seiner Stelle Wohnungen zu bauen. Nicht zufällig hatte es etwas mit

Text und Photos: Roland Günter

Krieg und Kriegsgewinnen zu tun. Ein noch gewaltigeres Unterfangen war es, den Werften-Bereich ein weiteres Mal weiterzuschieben, auf drei wiederum neugeschaffene Östliche Inseln, und an der alten Stelle einer Flut von geflüchteten armen Juden eine Heimat zu geben.

Rembrandt hat vor seinem Haus das Leben dieser armen Leute gezeichnet: ihre Erbärmlichkeit und ihre Würde. Erst die Nazis machten das Viertel zum Ghetto. Sie vernichteten eine der dichtesten jüdischen Kulturen. Kaum jemand überlebte. Im Hungerwinter 1945 trieb die Kälte die ärmsten Amsterdamer dazu, aus den verlassenen Häusern das brennbare Holz herauszureissen. Wo keine Bombe fiel, sah es dann aus wie nach einer Bombennacht. Wiederaufbau-Plan nannte sich 1953 der Zynismus, der in die Kleidung des Fortschritts gesteckt war: gereinigt werden sollte das Viertel,

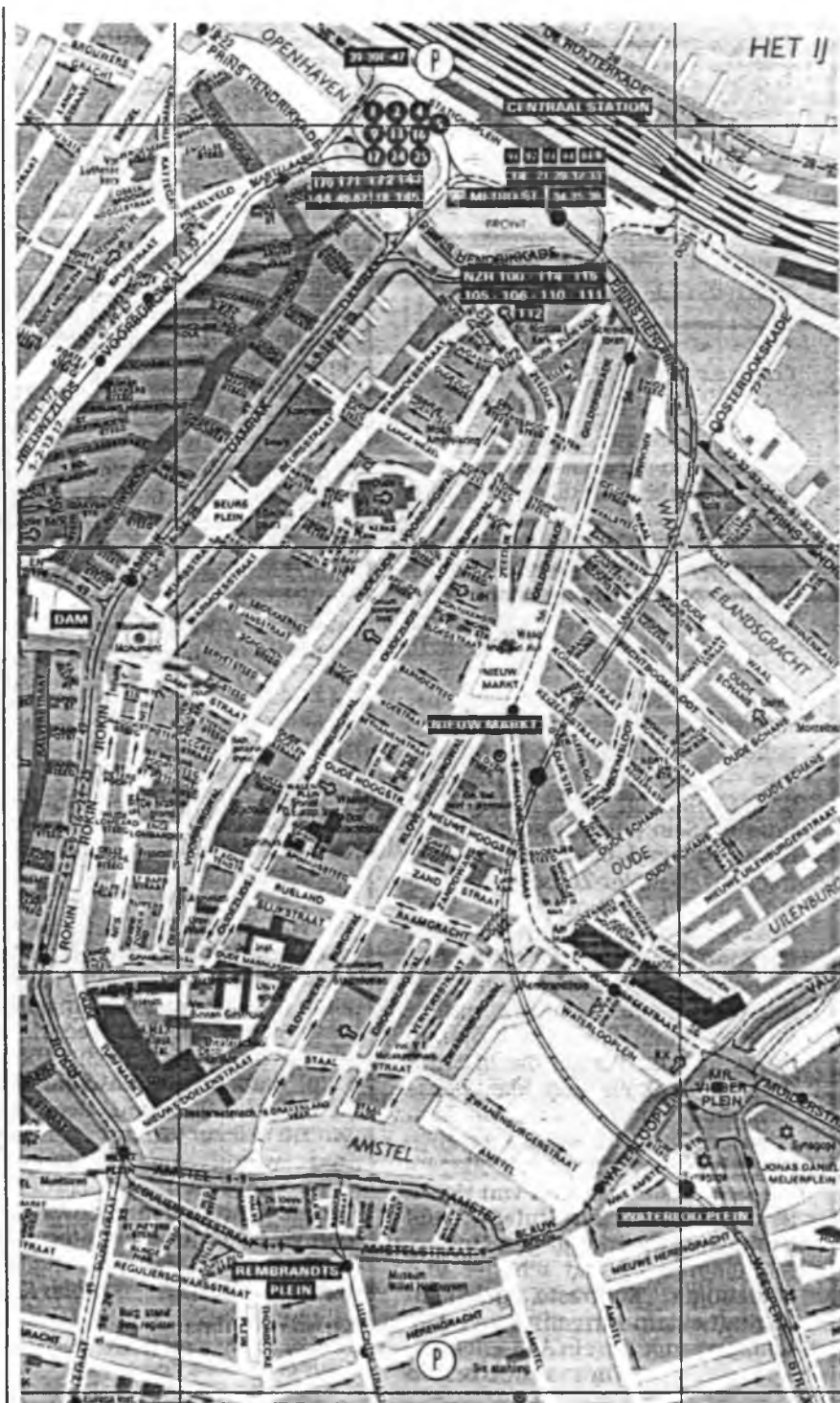
wie ein Bewohner sagt, «von allen Huren, Kommunisten, Elendswohnungen. Schön sauber gemacht. Das schien nur durch totales Abräumen realisierbar».

Die Utopie der «neuen Welt» wurde vorgestellt: ein Plan mit einer autobahnartigen Schnellstrasse, quer durch das Viertel, seitlich Parkhäuser und Verdichtung mit Wolkenkratzen für Büros. So kann man es heute an der Wibautstraat oder draussen am Ringweg sehen. Eine Metro sollte hinzukommen. Planung nach dem international verbreiteten Motto «Länge mal Breite mal Geld».

Als das Vorhaben in seine heisse Phase geriet, um 1968, entstand Widerstand, der über 10 Jahre hinweg mehrfach geradezu in einen Bürgerkrieg eskalierte: Rund 1000 Menschen besetzten leergeräumte Häuser, bauten einige davon bunkerartig aus. Illegal funkte ihr Sender «Radio Sirene». 1973 wurde die Metro-Trasse besetzt. 1975 vertrieben MEer demonstrative Selbstbauer. Wandzeitungen. Als grimmige Wandsprüche enthüllt wurden, gab es Verhaftungen. Prozesse und Feste. Und immer wieder Strassenschlachten. Minutiös und gelehrt hat der Bürgerintiativler Karl Kupka alle Details im «Freien Archiv» dokumentiert.

So erbittert wurde nirgendwo in Europa gegen die «City-Bildung» gekämpft. Nicht zu vergessen: dieser Widerstand war ansteckend, wurde geradezu exportiert - z.B. nach Kopenhagen und Berlin.

Je mehr Häuser leergeräumt wur-



Amsterdamer Innenstadt.

den, desto mehr Hausbesetzer setzten sich im Viertel fest. Daraus entstand eine Koalition: auf der einen Seite handfeste Volkstümlichkeit und Witz, auf der anderen Seite anarchische Gedanken, Intellektualität und Fachkunde.

Was sich hier über Jahrzehnte abspielte, war eines der grössten Dramen Europas. «Ausweinen und aufbauen», schrieb Amsterdams linksliberale Zeitung, «Volkskrant». Schuld und Sühne sind heute sichtbar – eine typische Amsterdamer Lösung. Künstler durften in der Metro-Station Neumarkt in Bildern den Kampf darstellen – traumatisch und ironisch. Am Tageslicht darüber blüht nun aus den Ruinen neues Leben. Wiedergutmachung nach einer Art Bürger-Krieg. Ohne den Kampf der Bewohner wäre es nie dazu gekommen.

Beraten von der «Werkgruppe Amsterdam 1975» erzwangen sie 1969 ein wichtiges Zugeständnis: zum ersten Male in Amsterdams Geschichte mussten die Politiker der Verwaltung einen Teil der Planung aus der Hand nehmen. In einem beschränkten Wettbewerb sollten Hertzberger/Delmee, Apon/van den Berg und van Eyck/Bosch Städtebau entwerfen – allerdings innerhalb der Vorgaben von Metro, Schnellstrasse und Parkplätzen. Noch taten alle drei Büros dies ganz brav: meinten zu retten, was zu retten wäre. Naiv schlug Hertzberger sogar eine Hochstrasse vor. Im Kreuzfeuer des Bürger-Widerstandes schämten und ärgerten sie sich, auf die Knebel-Bedingungen sich eingelassen zu haben, gestanden ein: «Irrsinn, was wir machten» (Hertzberger), waren froh, das ihre Pläne in die Schublade gerieten. Van Eyck/Bosch, die die Metro-Ausgänge gestalten sollten, gaben, als Demonstration, den Auftrag zurück. Was wäre erspart geblieben, hätten die Politiker Delmees Vorschlag angenommen, die Metro durch die breite Oude Schans-Gracht zu legen! Die Stadt gewann die Schlacht, aber

nicht den Bürger-Krieg. Sie setzte die Metro durch, schlug ihr eine Schneise, die auf dem Luftfoto, das mir Guus Knemeijer zeigt, wie nach einem Bombenangriff aussieht, «schrecklich es zu sagen», meint ein Bewohner, «aber das erinnert auch an Rotterdams Bombardierung». Der Zynismus hatte eines seiner Ziele erreicht: für eine Milliarde entstand eine elegante U-Bahn, 18 km lang, von der Satelliten-Stadt Bijlmermeer bis zum Hauptbahnhof. Die Folgen der Schlacht: weite Sandflächen mitten in der Stadt – für Müll und Autos. Einige Gärten. In der kaputten Szenerie breitete sich das Heroin aus, stieg die Kriminalität.

Aber in Amsterdam, wo der Staat stets minimiert und man die Kriege lieber weit entfernt in Übersee führte, war inzwischen die Kraft des Zynismus gebrochen, setzte das grosse Erschrecken ein. Nun liess sich die Politik Schritt für Schritt eine Wiedergutmachung abhandeln. Den Beigeordneten Han Lammers kostete es den Sessel. Tiefgreifend gerieten alle politischen Parteien in Misskredit. Anarchische Beweglichkeit bäumte sich auf. Es zerbrach die lange Tradition grossmassstäblicher Stadterweiterungen und die Herrschaft dieser Städtebauer im Rathaus. Die Umkehr begann. Neues Denken über die Qualität der Städte entwickelte und verbreitete sich.

Zunächst verzichtete die Stadt auf alle weiteren Metro-Pläne, dann auf den noch geplanten Abriss im Viertel. Schon früh hatten die Bewohner, nicht in Weltschmerz versinkend, mit Eigensinn und Stolz, ihre eigenen «Wiederaufbaupläne» geschmiedet.

Woher nahmen sie die Kraft, in die-

sem Problemgebiet nicht aufzugeben? Zogen sie die Energie aus der Geschichte? Aus der Nähe vieler menschlicher Viertel in Amsterdam? «Wo nichts ist, entsteht auch nicht viel», sagte Guido van Overbeek, «es ist ein geselliges Viertel untergegangen, das hat die Menschen dazu gebracht zu fordern, dass erneut etwas Ähnliches entsteht.»

In den Schoss fiel ihnen nichts. Unter dem Druck ihrer Initiative hackten sich die Ämter der Stadtentwicklung und des Wohnungsbaues, im Gefolge dessen die Politiker quer durch die Fraktionen, auch die gemeindeeigene Projektgruppe. Schlachtrufe: «Die Stadt retten!» «Bauen für's Viertel!» «Das Viertel lebenswert machen!» Ein dramatisches Tauziehen. Jahrelang wurde alles und jedes zwischen dem Wohnerrat beziehungsweise seiner Begleitkommission, dem Entwurfsteam der Architekten und der Projektgruppe der Gemeinde diskutiert.

«Wir haben den Prozess umkehren können», so Wim Heupermann, einer der Architekten, die auch als Mitkämpfer dabei waren. «Die geplanten Büros wurden an die Umgebungsautobahn vertrieben. Da stehen sie besser. Und volkswirtschaftlich billiger. Für das Viertel konnten wir erzwingen, dass fast alles Sozialer Wohnungsbau wurde. Und darüber hinaus: in den Zuweisungsregeln, entstanden aus grosser Wohnungsnot, haben die verdrängten Bewohner Vorrecht. Mit Zeitungsanzeigen werden sie zurückgerufen.»

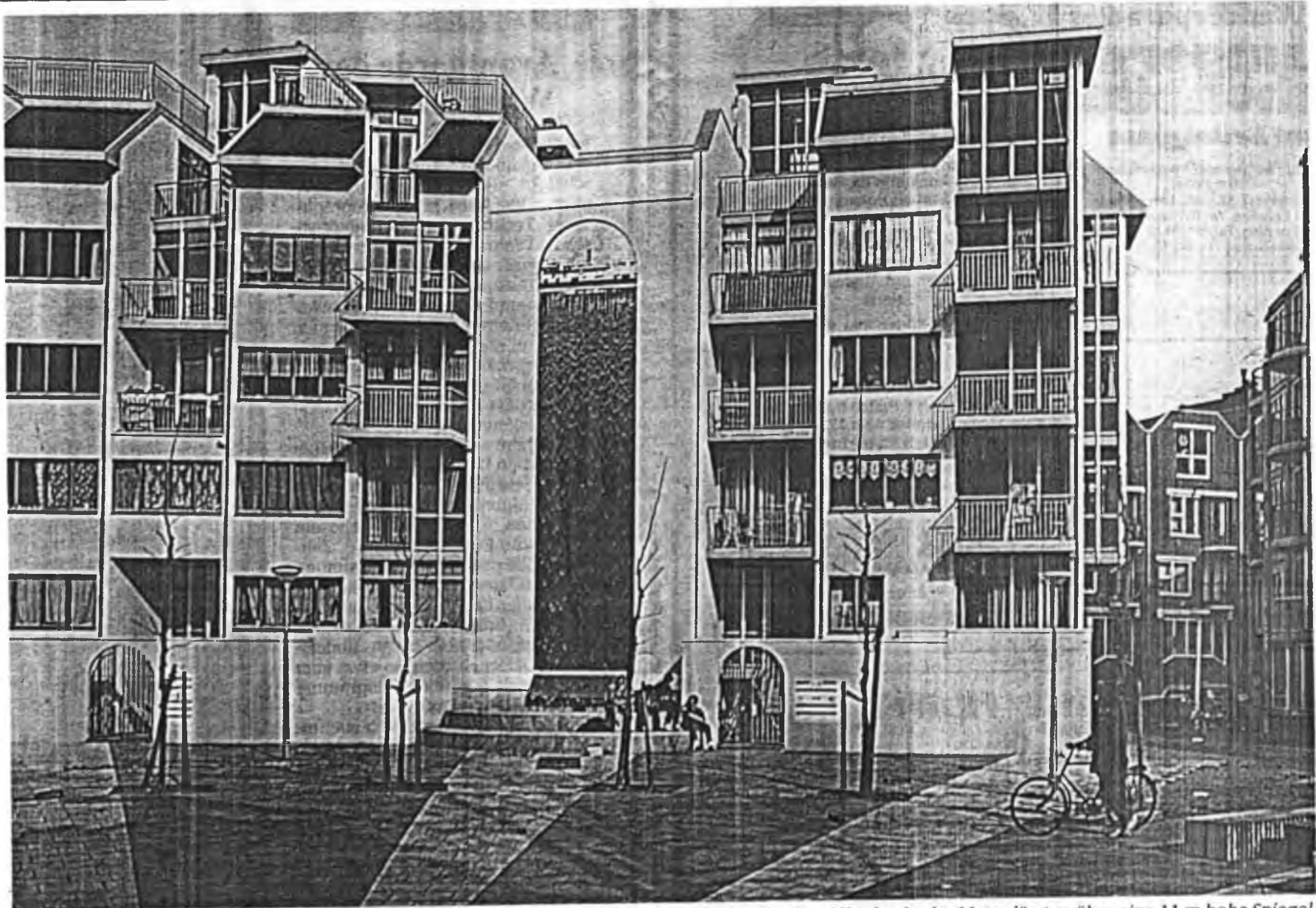
«Unglaublich, wie viele Leute die Wohnungen haben wollen», sagte Katrin Mulder, die im Städtischen Wohnungsamt tätig ist. «Ein Mäd-

chen bedrängte mich Woche für Woche, sagte energisch, es sei ihr Recht, denn jahrelang habe sie dort gekämpft. Sie bekam die Wohnung.»

Die zweite Überraschung: «Das Viertel sollte sein altes Klima wieder erhalten», sagt Karel Kupka, «Ausgangspunkt war die Strasse, die vollständige Strasse. Daher wurde das alte Strassenmuster mit seinen Strassenräumen rekonstruiert». Nur das südliche Kopfstück, von Theo Bosch entworfen, weicht ein wenig davon ab – und das wird kritisiert.

So städtisch dicht wie möglich sollte das Viertel wieder werden – mit vielen Wohnungen und kleinen Geschäften. Die Gemeinde-Planer konnten sich schlecht damit abfinden, was hier zueinander gepackt wurde. Technisches Problem: Bauen auf der Metro. Finanzielles Problem: die Stadt musste mit der subventionierenden Zentralregierung in Den Haag ebenso hart ringen, wie die Bewohner mit der Stadt. Binnen kurzem wird nun die Metro-Schneise unsichtbar werden, die Metro völlig von Strassen und Häusern überbaut sein.

Zunächst sollte Theo Bosch die Architektur-Pläne für das gesamte Viertel entwerfen. Aber der Wohnerrat, der zweimal monatlich in einer ehemaligen Schmiede tagt, in der «Smederij», legte sich quer: «Eine einzige Handschrift für ein ganzes Viertel? Ein einziges Temperament? Nein! Und wenn es noch so gut ist». Eigentlich wollten die Bewohner Häuschen für Häuschen gebaut sehen, uralte Holländisches, wie in der Altstadt. Aber das wäre zu teuer gewesen. So schloss man einen Kompromiss, mit dem nicht alle zufrieden sind. Unter der Koordination von Theo Bosch, der nach



Hans Hagenbeek baute an der nördlichen Antonisbreestraat diesen Platz. Auf einem eingebauten Liftschacht der Metro lässt er über eine 11 m hohe Spiegelfläche Wasser rinnen.

Kopf des Viertels. «Noch zu viel grosse Form», wird kritisiert. Die Übergangszeit ist sichtbar. Aber was für Szenerie entfaltet sich hier! – eine Architektur, die, nicht an jeder Stelle gelungen, sich aber wirklich zu einer Theater-Bühne auffährt. Von den Balkonen blickt man auf Ufer und Wasser, zur alten Schleuse – aber auch hinüber zu dem Monster an Rathaus, das sich mit einer Oper zu zieren versucht, einem gigantischen Bauwerk mit eigenem Mass, der leider nicht aus der Amsterdamer Altstadt stammt, sondern eher von einem riesigen Meteor oder aus der späten Mussolini-Architektur.

Guido van Overbeek knüpfte in der Nieuwe Hoogstraat 10/14 an einen alten Amsterdamer Haustyp an: Wohnungen mit Vor-, Zwischen- und Rückhaus, Lichthof. Veränderbare Wände, später ausbaubare Balkone. Eingefügt in die Fassade: alte Skulpturen aus dem abgerissenen Ringbahnviadukt. Das sieht metallisch, gerüsthafte aus, ist ein Labyrinth aus Räumen.

Hans Hagenbeek, ein Mann aus dem Viertel, engagiert in den Auseinandersetzungen, baut an der nördlichen Antonisbreestraat, rekonstruiert an deren Rückseite die Grundidee des alten Kirchhofes, den er zu einem noch umfangreicheren Theater macht. Mehrschalig wird der Halbkreis: vor den Häusern stehen hell gestrichene Mauern, mit vielen Durchgängen, darüber Logen in Fülle. Auf einem eingebauten Luftschacht der Metro lässt Hagenbeek über eine 11 m hohe Spiegelfläche einen dünnen Schleier von Wasser rinnen. Im Becken plantschen Kinder. Und auf den Stufen treffen sich Punks.

Alle haben sich gewünscht, dass es freundlich aussehen soll. Denn sie sind geschockt von den Erfahrungen in der vielkritisierten Satellitenstadt Bijlmermeer. Alle Architekten nehmen deshalb den Wänden die Schwere, lösen sie auf, machen sie durchsichtig. «Immer kann man sehen, dass da Leute sind und was sie tun – das nennen wir hier gesellig.» Durchsichtigkeit – ein uraltes Thema der Stadt, übernommen aus dem mittelalterlichen Fachwerkbau, übersetzt in die Auflösung der Wand durch grosse Fenster und in diesem Jahrhundert in das durchlichtete Wohnzimmer.

Einsehbar und zugänglich ist in dieser Stadt eigentlich seit jeher nahezu alles gewesen. Grosse Fenster, Eingänge und Treppchen signalisieren es. Hinzu kommen in diesem

eigener Aussage «mehr gegen die Ämter als für sie arbeitet», sprach der Bewohnerrat mit 26 Architekten und stimmte schliesslich zu, dass 10 Aufträge erhielten. Jetzt bauen dort Hans Borkent, Theo Bosch, Hans Hagenbeek (CAV), Wim Heuperman (CAV), Paul de Ley, René Kolkman, Johan Nust, Guido van Overbeek (CAV) und Dick Tuynman.

Was noch aufrecht stand, vor allem die vielen Denkmal-Häuser, sollten erhalten werden, doch darüber hinaus wollte man nicht Restauration, sondern neue Architektur – aber eine, die die alten Werte wiederaufnahm und weiterführte.

Wer die Rohbauten sah, begegnete Skeletten, die nicht höher industrialisiert sein könnten, knallhart vorgefabrizierte Gerüste. Für diese Rationalisierung des Bauens haben Holländer seit Jahrhunderten die grössten Erfahrungen. Gleichermassen aber sind sie erfahren und bemüht, die von der Bauerschliessung im Sumpfland abgezwungene Brutalität des ersten Schrittes wieder unsichtbar zu machen. Was unter der Haut liegt, wird mit eingefügten, sogar serienmässigen Elementen raffiniert überformt, so gelungen gespiegelt, versetzt, variiert, dass geradezu eine Orgie an Individualisierung entstanden ist.

Theo Bosch, damals mit Aldo van Eyck zusammen, baute 1978 an der Antonisbreestraat die ersten Wohnungen, die leider das alte Pinto-Haus von 1605 wenig sorgfältig einfügten, aber in ihrer Lebendigkeit eine Signalwirkung besaßen. Zusammen mit dem Ex-Provo Guus Knemeijer entwarf er auch den Fünfeckbau mit 80 Wohnungen, Geschäften und Ateliers. Es gab viel Diskussionen über diesen südlichen

neuen Viertel nun noch Arkaden und eine Fülle von Passagen, die oft wie Gassen anmuten. Schon alte holländische Bilder zeigen diese Lust am Durchblick durch viele Räume. Es scheint, als könnten wir auch die Dächer, diese für unsere Empfindungen schwierige Zone, betreten – auf Terrassen und in Erkern, am besten gelingt dies Hagenbeek.

Nicht Skulptur oder Block, sondern Raum ist das Thema. Raum nicht mit mittelitalienischem grossem Atem, sondern für eine Gruppe von Leuten und die Geräte, die sie zum Leben benötigen. Sehr genau lassen sich die Architekten auf die konkreten Menschen ein. Weil es deren Vielfalt ist, entsteht kein enger Funktionalismus, sondern ein vielfältiger.

So laufen wir nun durch eine verwirrende, labyrinthische Fülle an Situationen. Wir erleben, was Raumphantasie ist: Raum stuft sich, franst sich aus, hat viele Zugänge, Durchgänge, zeigt vor allem die hohe Kunst einer erstaunlichen Variation von Übergängen – eine historisch gewachsene Amsterdamer Spezialität. Wir sehen Raum im Raum. Räume schachteln sich ineinander, zerlegen sich, laufen kaskadenartig auseinander.

Hier ist in neuer Architektur der uralte Genius loci wiederaufgenommen, die labyrinthisch wirkende Vielfältigkeit des alten Amsterdam. Was da nicht alles geschieht! Wie viele kleine Gesten diese Häuser machen! – wie die Leute. Wie sie sich auffalten! – wie Gesichter.

Alles ist zugleich alltäglich und überraschend. Denn nichts ist für sich selbst nobel, edel, fetischisiert, auch nicht immer gut, aber immer scheint Neues zu geschehen. Dass

es sich vom Alltag nicht entfernt, dafür sorgt auch die Fülle der Brüche. Rotzige Details und hässliches Material bilden sie. Trotzdem kommentiert Guido van Overbeek: «Wenn man die ganze Woche Kuchen isst, schmeckt er nicht mehr.» Aber diese Brüche bleiben kleinstablich und weil die Räume stimmen, dominieren sie nicht, beleidigen nicht.

Wenn wir, eingebettet in eine Vielzahl von Menschen, langsam durch das Gassengewirr schlendern, scheinen die Häuser in Bewegung zu sein, wie einige Schritte weiter an den Grachten, scheinen sich ständig zu verschieben, ineinander zu verschachteln, fast zu drehen - denn wir blicken stets auf Ecken, oft auf offene, durchschreitbare oder verglaste. Die vorspringenden Ecken und Scheiben grenzen gleichzeitig ab und öffnen, machen die Räume kleinteilig, gemütlich, für die darin Sitzenden kommunikativ und halten sie zugleich offen - eine Dialektik, die typisch für holländisches Bauen ist.

Nach Ordnung darf man hier nicht fragen: in dieser Stadt, die seit jeher wie ein grosser Kramladen aussah und in der die Leute nur kurze Zeiten die Hierarchie von Königen über sich hatten, herrscht, als bürgerlich-städtischer Zustand die typische «Amsterdamer Anarchie», wie die Leute selbst sich spielerisch ironisieren. Diese Bauten sind keine Gebäude, sondern ein vielfältiger Prozess, ein verwirrendes Theater - man denkt an die Volksszenen des hier im Viertel vor langer Zeit lebenden Dichters Bredero, geschaffen aus der Erfahrung des vollen Lebens.

Ausländer staunen über die Kosten:

130 000 Gulden (100 000 Fr.) pro Wohnung - eingeschlossen 20 000 Gulden Mehrkosten für oft ungünstige Bauplätze und Bauen auf der Metro sowie hohe Fundierungskosten auf tiefen Pfählen. «Die Preise sind doch von der Baustruktur abhängig», sagt Guido van Overbeek, «das weiss hier jeder. Eine bessere Fassade kostet nur 1% mehr». An Monatsmiete, einschliesslich Nebenkosten, zahlen die Anwohner 350 bis 450 Gulden. Architekt Guido van Overbeek: «Aber hier muss man für 30 Wohnungen mehr tun als für 500 in der Hochhausstadt Bijlmermeer. Ja, Glücksproduktion verlangt eben mehr als Fliessbandarbeit im Wohnungsbau.»

Mit einem grossen Fest wurde die Wiedergeburt des Viertels gefeiert, unter dem Carillon-Geläut des bizarren Turmes, bei Volksmusik und Tanz in der Zuider-Kirche.

Eine Fülle von Problemen wartet auf Lösungen: drohende Kürzungen und dadurch Qualitätsminderungen, die nahe Drogenszene und Kriminalität - doch über allem herrscht der typische Amsterdamer Optimismus, der stets zugleich kritisch und zupackend ist. Er trägt auch die Philosophie des energischen Baudezernenten Jan Schäfer: «1978 hatten wir 500 jährliche Neubawohnungen, im letzten Jahr 10 000 - im Sozialen Wohnungsbau. Das Volk muss in der Stadt wohnen können - und zwar städtisch. Ich vertraue darauf, dass diese Herausforderung auch zu guten Lösungen führt - zu einem Wettbewerb an Qualität.» Ausser Rotterdam hat wohl keine Stadt der Welt so vielen und so vorzüglichen Sozialen Wohnungsbau in seinem Zentrum wie Amsterdam.



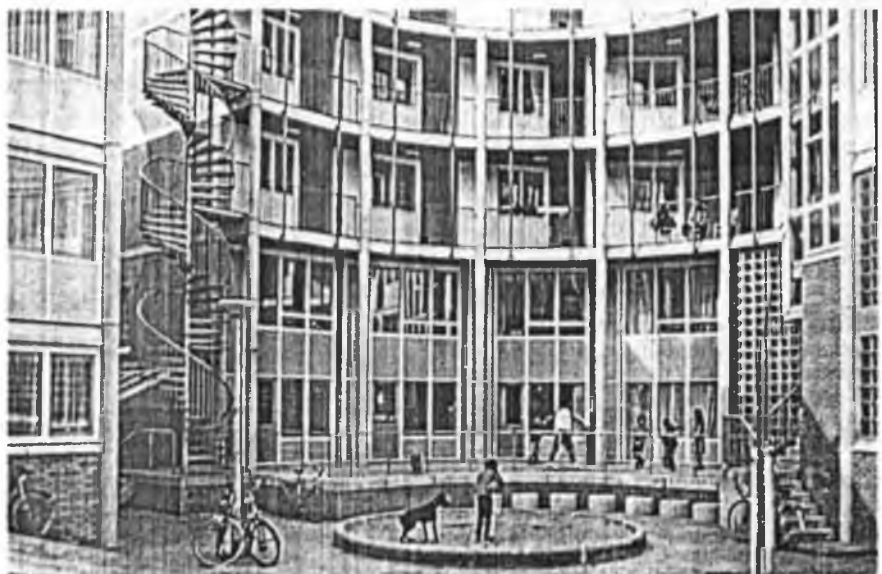
In der metallischen Fassade Skulpturen vom abgerissenen Ringbahnviadukt.



Der Halbkreis ist mehrschalig: vor den Häusern Mauern mit Durchgängen, darüber Logen.



Im Becken plantschen Kinder, auf den Stufen treffen sich Punks.



Raum ist auch hier das Thema: eine mehrschichtige halbrunde Wand umfängt den Platz.



Hochindustrialisierte Architektur, aber vielfältig versetzt, variiert.